

Nora Bossong

Golm

Kennen Sie Golm? Waren Sie schon einmal da? Aber darum geht es ja gar nicht, noch nicht. Fangen wir mit folgender Frage an: Warum studiert jemand, der eigentlich nur schreiben will? Jemand, der zudem das momentane Glück einer gewissen bürgerlichen Berechtigung dazu hat (ja, Mutti, ich verdiene Geld damit)?

Diese Frage ist nicht rein rhetorisch, ich stellte sie mir jeden Montag, während ich in der Berliner S-Bahn saß, Linie 7, eingepfercht zwischen quatschenden oder textmarkerzückenden Mitreisenden, die wie ich zwei Stunden Fahrt auf sich nehmen, um im hässlichsten Flecken Brandenburgs – Golm – ein Seminar abzusitzen. Unsere Anwesenheit wird in Golm akribisch kontrolliert, vielleicht schwebt dort noch der Geist des ehemaligen Ministeriums für Staatssicherheit, dessen Gebäude wir aufbrauchen, vom Lärm der Baufahrzeuge begleitet. In der Novemberdunkelheit warten wir nach den Seminaren dicht gedrängt auf der Brücke über den Bahngleisen darauf, dass der Zug einfährt und die Studenten, die es bis zum Bahnsteig geschafft haben, den Zug besteigen, wir selbst aufrücken können, um schon bald die zwei Fahrtstunden der Rückreise anzutreten.

Gedichte können schön sein, Golm kann es ganz sicher nicht. Jeder Versuch, sich dieser Erkenntnis zu widersetzen, macht es nur schlimmer: Ich habe einmal versucht, in die halb abgerissenen Bürotürme, auf die ich durch das Fenster des Seminarraums jeden Montag blicke, eine gewisse, vielleicht perfide Romantik hineinzusehen. Aber es ging nicht. Mein eigenes angespanntes Gesicht, vom grellen Neonlicht auf die Scheibe geworfen, verschluckte das Gebäude und jede Bedeutung des Wortes Romantik, es schien über mich selbst den Kopf zu schütteln. Nein, man akzeptiert, dass Golm nicht schön sein kann, alles andere führt zu schmerzlichen Kämpfen.

Gedichte müssen gar nicht schön sein, sie können viel mehr. Zum Beispiel können sie begeistern, faszinieren, provozieren, ja, sogar witzig können sie sein. Und auch wenn die letzten Baufahrzeuge Golm verlassen haben werden, wird es dieser Ort dort draußen am Rand von Potsdam zu dergleichen nicht bringen, davon bin ich überzeugt und nein, auch keine Poesie des Hässlichen bringt Golm zustande, wie man vielleicht mutmaßen könnte, denn Golm ist das Gegenteil von jeder Poesie. Golm ist schrecklich, aber dieser Schrecken ist frei gewählt, was ihm die existenzielle Dimension nimmt.

In meiner Universitätsakte ist verzeichnet, dass das, was ich in Golm tue, Literatur heißt, genauer gesagt die Wissenschaft der Literatur. Natürlich ist das irrwitzig. Golm ist nicht adäquat für Literatur, nicht einmal für ihre Wissenschaft. Von Zeit zu Zeit versucht eine Dozentin von mir, Verse von Petrarca oder Dante in das Gehör von uns SMS-tippenden Studierenden zu bringen. Die Worte verdampfen wie ein Wassertropfen auf einer heißen Herdplatte. Oder anders gesagt: Wenn da ein lyrisches Ich behauptet, es sei im Sommer Eis, dann ist es in Golm umgehend zu einer schmutzigen Pfütze geschmolzen.

Gedichte sind machtlos gegen Golm. Es bleibt zu hoffen, dass auch Golm machtlos ist gegen Gedichte.

Die Frage, warum ich Golm nicht ein für allemal aus meinem Leben verbannt, das heißt, mit dem Studieren aufgehört, ist noch immer nicht beantwortet, aber dass soll sich ändern, möglichst noch vor der nächsten Fahrt nach Golm. Ich versuche es einmal so:

Jedes Phänomen hat seine Form, in der es ausgedrückt werden kann, sagt Susanne Langer. Andersherum: Für ein bestimmtes Phänomen ist nicht jede Ausdrucksform passend. Das habe ich nicht in Golm gelernt, sondern in dem altherwürdigen Gebäude Unter den Linden, wo ich für Philosophie eingeschrieben bin.

Und tatsächlich, auch ich meine, in bescheidenem Umfang ähnliches schon einmal festgestellt zu haben: Für einiges ist die lyrische Form ungeeignet, die erzählende Prosa aber bietet sich an, ein Roman oder eine Kurzgeschichte vielleicht. Einiges wiederum läßt sich im Roman nicht sagen, im Gedicht aber sehr wohl. Und es gibt Feinheiten: Ich kann versuchen, ein Sonett zu schreiben und nicht deshalb scheitern, weil ich die Form nicht beherrsche, sondern weil das, was ich in die Form hinein zu geben gedenke, den freien Vers oder die Odenform braucht. Für anderes wiederum sollte der Essay herhalten oder die Reportage. Weniges kann ich (also: ich persönlich) am besten in der Hausarbeit ausdrücken, aber auch das kommt vor.

Formen kennen zu lernen, die jene Phänomene greifen können, welche ich jahrelang mit Mühe und Not und zuletzt unter Androhung von Gewalt in ein Gedicht zu pressen versuchte, Formen für jene Phänomene zu finden, die sich gegen die lyrische Sprache wehrten und halb zum Leben erweckt auf einem Dateienfriedhof eingelagert wurden; zu verstehen, warum Phänomen X einfach nie passen will, ja, dass es das gute Recht von Phänomen X ist, gegen die lyrische Form aufzubegehren – das kann befreiend sein. Für mich selbst und für die lyrische Form, derer ich mich bediene und die auch keine Lust hat, herzuhalten, nur weil ich sie zu meinem Steckenpferd auserkoren habe. Auserkoren, weil ich mich nicht nach Alternativen umgeschaut habe.

Im Studium schaue ich mich um. Und dieses Umschauen zeigt bisweilen Grenzen auf: Grenzen des Interesses, Grenzen des Könnens, Grenzen aber auch der Literatur. Die Grenzen waren vorher schon da, aber sie waren nicht mit einem Scheinwerfer angestrahlt, sondern schwammen im Nebel des Möglichen. Ich könnte, ich würde, einmal, irgendwann. Grenzen sind nicht unbedingt schlecht, zumal, wenn man sie bemerkt und ihre eigentümliche Topographie zu untersuchen beginnt.

Der Gedanke an eine grenzenlose Macht des Gedichts käme mir ganz und gar nicht verlockend vor – eher wie eine alpträumhafte Diktatur. Ein Meistersonett glänzte als oberstes Statussymbol und alle Menschen, ob sie wollten oder nicht, müssten poetisch und nur poetisch denken. Vielleicht ist eine andere Gruppierung schneller und bald darf jedes Verstehen nur im Format einer Dailysoap ablaufen. Ein Putsch der einen gegen die andere Form. Ich glaube, die Demokratie ist gar nicht so schlecht.

Und das wäre auch meine Antwort auf die eingangs gestellte Frage. Ich studiere, weil ich mich nicht in meinem winzigen Territorium einsperren will und beleidigt hinaus rufen: „Auch wenn für Euch das alles egal ist, das Gedicht ist und bleibt die einzige wahre Form! Ihr habt je keine Ahnung!“

Golm ist seine eigene Form. Seine eigene Intonation, sein eigenes Ausrufezeichen und nicht zu vergessen: Sein eigener Inhalt. Es existiert somit in gewisser Weise autark.

Und lyrische Mittel rutschen an Golm ab. Ja, es gibt solche Orte. Und es gibt noch ganz andere. Jedenfalls ist es durchaus heilsam, nach Golm zu fahren und die Grenzen der poetischen Weltanschauung vor Augen geführt zu bekommen. Ebenso heilsam, wie es für mich ist, danach wieder am Schreibtisch zu sitzen und genau das tun zu dürfen, was ich zu der für mich besten Form der Weltanschauung auserkoren habe. Nach wie vor.

Nora Bossong, geb. 1982 in Bremen; sie studierte Kulturwissenschaft, Philosophie und Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin, der Universität Leipzig und der Università La Sapienza in Rom. Neben ihrer Studententätigkeit ist sie als Autorin in Erscheinung getreten. Besondere Beachtung fand ihr Roman *Webers Protokoll* (2009, Frankfurter Verlagsanstalt). Im März 2011 erschien der Gedichtband *Sommer vor den Mauern* (Edition Lyrik Kabinett bei Hanser).

Siehe: <http://www.poetenladen.de/nora-bossong.htm>